

Konfessionelle Organisationen = Organisations confessionnelles

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Thema-Bulletin = Bulletin thématique / Forum Helveticum**

Band (Jahr): **5 (2004)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Konfessionelle Organisationen

Organisations confessionnelles

FAMILIE ALS LERN-ORT FÜR DEN GENERATIONENDIALOG

Agnell Rickenmann

Statistiken haben es auch in den vergangenen Jahren erwiesen: Die Familie ist trotz aller alternativer Lebensgestaltungsformen (Patchworkpartnerschaften mit Nachkommen, Singledasein, Lebensabschnittpartnerschaften etc.) nach wie vor die tragende Sozialinstitution, die für unsere Gesellschaft wesentlich zur Sozialisierung junger Menschen, aber auch Erwachsener im Erwerbsleben oder im Rentenalter beiträgt. Damit ist der Familie eine zentrale Rolle im Vermitteln sozialer Kohäsionsfähigkeit in unserem Volk zuzuschreiben. Dies ist an sich nichts Neues! Doch sind wir gewohnt, dass in den letzten Jahren viele solcher Kohäsionsfaktoren auseinander gebrochen sind – worunter auch die Geschlossenheit des klassischen Familienbildes fällt. Die aktuelle Diskussion um den Generationendialog scheint mir ein Indiz dafür zu sein, dass das Auseinanderbrechen der gesellschaftlichen Konsensfindung weiter geht und grundlegende gesellschaftsbildende Wertfragen berührt. Sicher, die Gesellschaft entwickelt sich weiter in Richtung Pluralismus und Globalisierung, um Schlagwörter zu nennen. Doch muss dies automatisch mit dem Verlust der Gewichtung klassischer Werte, zu denen ich auch einen funktionierenden Generationendialog zähle, verbunden sein?

Ein funktionierender Generationendialog ist unzweifelhaft ein Wert von unterschiedlicher Tragweite: Zum einen betrifft er den direkten unmittelbaren menschlichen Kontakt unter den Generationen, des weiteren den Austausch von Erfahrung auf beruflicher und sozialer Ebene, das Lernen des Respekts vor Institutionen, die den Rechten und Bedürfnissen der verschiedenen Generationen Rechnung tragen und schliesslich die Einsicht, dass ein aktives Engagement für die genannten Institutionen (etwa die AHV) nicht nur der anderen Generation zu gute kommt, sondern letztlich ein Kapital für die eigene Generation ist. Es scheint mir deswegen wichtig, zu fragen, wie denn ein funktionierender Generationendialog aussehen soll?

Ein funktionierender Generationendialog muss doppelt reziprok, oder anders gesagt in einer gegenseitigen Selbstvergewisserung verankert sein. Folgendes ist damit gemeint: Zum einen muss ein Mensch aus seiner eigenen Lebensgeschichte heraus zur Wertschätzung von Menschen und zur Kommunikation mit Menschen anderer Generationen fähig sein; so etwa ein Kind im Umgang

mit seinen Eltern, Grosseltern oder Urgrosseltern, Verwandten, Bezugspersonen oder Bekannten anderer Generationen. In dieser auf Erfahrung basierenden Kommunikationsfähigkeit fühlt sich auch ein Mensch einer anderen Generation seinerseits verstanden oder wenigstens wahrgenommen. Dies ist die erste Hälfte der doppelten Reziprozität. Die zweite betrifft den Kommunikationspartner der anderen Generation, sei er nun jung oder alt: Auch sie oder er muss mit ihren oder seinen Erfahrungen ein Minimum an Empathie für das Gegenüber aufbringen. Nur dank dieser wiederum wird Kommunikation und Dialog im eigentlichen Sinne gelingen, indem sich das Gegenüber im eigenen Mitteilen spiegeln kann, zustimmend oder ablehnend. In dieser in einander verschränkten Spiegelung spielt sich der Generationendialog auf allen Ebenen ab: In der eigenen grundlegenden Lebenserfahrung, im Berufsleben und in der Öffentlichkeit, im Sozialverhalten und dem Umgang mit der eigenen Endlichkeit sowie dem Werteverständnis und der Achtung jeglichen Lebens vom Anfang bis zum Ende. Es stellt sich bloss grundsätzlich die Frage: Wo soll diese doppelte Reziprozität gelernt und erfahren werden?

Wer von Lernen redet, denkt an Schule, an Kindheit und Jugend. Doch noch vor der Schule und auch während der Schul- und Lernzeit, in der grundlegende Erfahrungen für das Leben vermittelt werden (auch später geht das Lernen selbstverständlich weiter – aber anders) steht jene Institution, die zunächst biologisch und soziologisch normalerweise jenes Urvertrauen legt, die Lernen erst ermöglicht. Ich meine damit das stabile Beziehungsgeflecht der traditionellen Familie, in der Werte wie Vertrauen, Zuneigung, Geborgenheit zumeist unhinterfragt erfahren werden können. Ich möchte nicht ausschliessen, dass andere stabile Beziehungsformen auch solche Werte und Erfahrungen vermitteln können. Doch hat sich über die Jahrtausende die biologisch gegebene Lebensgemeinschaft von Mann und Frau mit deren Kindern und allenfalls Kindeskindern vorzüglich bewährt.

Meines Erachtens liegt in der modernen Lebensform der Generationengetoisierung, die wir unbedacht bereits im vergangenen Jahrhundert mit der Amerikanisierung unserer Kultur übernommen haben ein Doppeltes: Zum einen störte diese Lebensform selber den Dialog zwischen den Generationen ursächlich und zum Zweiten brachte sie eine neue Situation in die bürgerliche Kleinfamilie. Diese funktionierte paradoxerweise – trotz Emanzipation plötzlich in Generationenbruchteile klinisch steril segmentiert – streng nach Geschlechterrollen: Ich meine damit die gängige Familienstruktur seit der zweiten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Die Kleinkinder wurden oft von der

Mutter gehätschelt und auf den «Ernst des Lebens» vorbereitet. Im Vorschulalter besuchten Kinder den Kindergarten und sie begannen ihre eigenen Wege zu gehen. In der Schule, die mehr oder weniger lang dauerte, lebten die Teenies und Jugendlichen oder jungen Erwachsenen autonom in einer anderen Welt als ihre Eltern. Von der Vaterrolle erhielt diese Generation wenige Impulse, da dieser streng patriarchisch als Familienernährer von seiner Arbeitswelt absorbiert wurde und sozusagen nicht in Erscheinung trat. Gelegentliche Vermittlungsversuche zwischen den «Welten» beschworen oft Konflikte der «Lebenswelten» herauf. Grosseltern lebten als «Gruffies» sowieso in einer nicht mehr kommunikablen Welt. Überkommene Werte der älteren Generation wurden in Frage gestellt und zum Teil über Bord geworfen: Beispielsweise Solidarität der Gesellschaft gegenüber, religiöse Denk- und Verhaltensmuster (zum Teil wohl schon zuvor brüchig geworden), selbstverständlicher Stolz auf die Schweiz und die Bereitschaft für das «Vaterland» Militärdienst zu leisten.

Was der Staat und viele Vereine gegenwärtig in einer zunehmenden Desolidarisierung erleben, machten beispielsweise die Kirchen als sensible Wertebarmometer bereits vor dreissig Jahren durch. Sicher sind mit dieser Beschreibung nur die Lakunen der genannten Zeit und ein grundsätzlicher Trend charakterisiert. Doch was damals in Ansätzen gelebt wurde, erntet die Gesellschaft nun als tägliche Früchte des heutigen Lebens: Egozentrische Formen von Individualismus, Verlust der Werteorientierung an jenen Grundeinsichten, welche die abendländische Kultur stark gemacht haben. Verbunden mit dieser Verunsicherung ist auch jene um die Vermittlung von Werten an die kommende Generation.

Damit stellt sich fast automatisch auch die Frage des Generationendialoges. Wenn eingangs festgestellt wurde, dass die Familie nach wie vor der grösste Sozialisationsfaktor für unsere Gesellschaft darstellt, so scheint es doch ein Gebot der Stunde zu sein, diese nicht nur finanziell zu unterstützen, sondern sie als Kulturinstitution auch ideell entsprechend zu privilegieren, zumal aus ihr der wesentliche Anteil des Fortbestandes unserer Gesellschaft stammt: Nämlich die Nachkommen. Es ist hart zu sehen, wie in der politischen Landschaft die gesellschaftliche Privilegierung dieser Lebensform mehr und mehr schwindet und gesetzlich nivelliert wird auf die Ebene anderer unklarer Lebensformen.

In der klassischen Familie lernt das Kind die Elterngeneration schätzen und kritisieren und kennt deren Anliegen – oft auch noch jene der Gross- und Urgrosseltern. Umgekehrt wissen beispielsweise Grosseltern durch den ganz

natürlichen Kontakt um das Interesse ihres Enkels (oder ihrer Enkelin) für Computerspiele und Ähnliches. Sicher gibt es andere Berührungsformen und Möglichkeiten des Kennenlernens. Doch diese durch familiäre Bande auf natürliche Weise vereinfachte, institutionalisierte und zugleich verbindliche Begegnung wird schwerer zu vermitteln sein. Wollen wir einen tragfähigen Generationendialog auch für die Gesellschaft schaffen, so ist es notwendig, jene Gefäße zu schützen und zu fördern, die natürlich darum besorgt sind und dazu gehört zweifellos die klassische Familie. Klare Signale aus der politischen und kulturellen Welt könnten helfen diese Institution zu stützen auch und vor allem ideell, damit auch in Zukunft ein Generationendialog möglich ist – weil die Familie als Lern-Ort dafür noch existiert! Damit schafft sich die Gesellschaft auch ein natürliches Potential für die Zukunft.

MEHR LEBENSQUALITÄT DURCH GENERATIONEN-BEGEGNUNG

Regula Zähler

Dank der höheren Lebenserwartung leben heute gleichzeitig vier bis fünf Generationen. Wissenschaftliche Studien belegen, dass die Generationenkontakte in Familien gut gepflegt werden, auch wenn die Familien geografisch oftmals in grösserer Distanz leben. Jedoch spricht man von einer Segregation der Generationen in der Gesellschaft: Oftmals leben die Generationen unter sich und pflegen abgesehen von der Familie kaum Kontakt zu Angehöriger anderer Altersgruppen. So verstehen die Alten die Welt der Jungen nicht mehr und doch leben sie in ihr; die Kinder und Jugendlichen wissen nichts von dem, was die alten Menschen bewegt. Ein reicher Erfahrungsschatz bleibt unausgeschöpft, von dem die Jungen profitieren könnten. Was wäre zu tun, um von der bestehenden Segregation zu einer zunehmenden Integration zu gelangen?

Mit dem Projekt «generationen.ch» fördern die Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn die Begegnungen zwischen den Generationen als einen ersten Schritt hin zu mehr Dialog und Integration. Der Schweizerische Evangelische Kirchenbund übernahm die Patenschaft für das Projekt, spendete ein «Patengeschenk» und anerkannte so die Relevanz der Thematik aus der christlich-ethischen Perspektive. Gemeinsam wollen wir eine gesellschaftliche Entwicklung hin zu mehr Lebensqualität für alle Generationen unterstützen.

Alters-, Kinder und Erwachsenenräume

Um den Fragen der Segregation nachzugehen, habe ich einen Blick ins Telefonbuch meiner Wohngemeinde geworfen. Dieser Blickwinkel ist natürlich schmal, plakativ und keineswegs repräsentativ, trotzdem lässt sich die gesellschaftliche Segregation damit gut illustrieren.

Unter «Alter» sind insgesamt 22 Telefonanschlüsse verzeichnet: Alters-, Hinterlassenen- und Invalidenfürsorge, Altersheim, siehe Heime, Altershilfe, siehe ambulante Hilfe, Alterssiedlung etc. Die Telefonbucheinträge zeigen, worin das gesellschaftliche Grundangebot für alte Menschen heute besteht: Ein Dach über dem Kopf, Hilfe und Geld. Unbestritten ist diese Grundversorgung

wichtig und hoch zu schätzen. Trotzdem: Das Telefonbuch zeigt eine ernüchternde Bilanz: Die gesellschaftliche Platz- und Mittelzuweisung ist klar bestimmt.

Unter «Kinder» finde ich insgesamt 275 Einträge, von Kinderbrillenboutique über Kinderhexe, Kinderschutz, Kindertagesstätten bis Babysitterexpress sowie zahlreiche Kindergärten und Schulanlagen. Laut Telefonbuch kümmern wir uns wesentlich intensiver um die jüngere Generation. Aber auch hier fällt auf, dass den Kindern klare Räume zugewiesen werden: Dort werden sie gefördert, gepflegt, betreut und auf das Später vorbereitet.

Unter «Erwachsene» stehen lediglich vier Einträge. Ab der mittleren Generation organisiert sich die Bevölkerung vorwiegend privat; ihr sind Tausende von individuellen Privatnummern zuzuordnen. Diesen Generationen werden kaum Institutionen und Räume explizit zugeordnet; anders ausgedrückt: Sie können sich überall aufhalten, vom Arbeitsplatz übers Kino bis zum Parlamentsgebäude. Die zugewiesenen Aufgaben sind vielfältig und zumindest teilweise frei wählbar.

Das Generationen-Schubladen-Modell

Das Telefonbuch zeichnet ein klares Bild: Unsere Gesellschaft gliedert sich in Generationen, denen bestimmte Räume und Aufgaben zugeordnet sind. Dies ist auch nicht nur schlecht. Jede Generation braucht ihre Rückzugsräume, Gelegenheiten um unter sich zu sein, eigene Vorlieben zu pflegen und eine eigene Identität zu entwickeln. Auch sind die Abschaffung der Kinderarbeit oder die Einführung eines Rentenalters grundsätzlich als Errungenschaften unserer Zivilisation zu würdigen. Es ist auch gut, dass heute eine Tochter oder ein Sohn ihre alten Eltern, wenn diese nicht mehr selbständig leben können oder wollen, einem Altersheim anvertrauen können.

Das Problem sind nicht die zugewiesenen Räume und Aufgaben – der Anschauung halber Schubladen genannt – sondern, dass diese Schubladen geschlossen sind. In einer gut eingerichteten Schublade ist es gemütlich. Gut sortierte Schubladen sind meist produktiv und effizient. Was hingegen fehlt, ist der Kontakt zu den anderen Schubladen. Die verschiedenen Generationen verlernen die Kompetenz, mit den Bewohnerinnen und Bewohnern der anderen Schubladen umzugehen; man «fremdelt». Es ist uns nicht bewusst, wie

wir auf die anderen wirken und welche Auswirkungen unser Tun auf die anderen hat. Wir verlieren den Blick für das Ganze.

Die demografische Entwicklung hin zu mehr älteren Leuten und weniger Kindern findet statt und wird vermutlich durch politische Massnahmen – wie eine familienfreundliche Politik im positiven Sinne oder Rentenabbau und Beschränkung von Gesundheitsleistungen im negativen Fall – nur marginal zu beeinflussen sein. Auch werden sich die Bevölkerungszahlen der Altersgruppen in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts – nach dem Aussterben der Babyboom-Generation – vermutlich wieder ausgeglichen einpendeln. Vielleicht werden die Prognosen, bedingt durch kriegerische, wirtschaftliche oder Naturkatastrophen bei uns oder irgendwo auf der Welt sowieso nicht wie vorhergesagt eintreffen. Egal, welches Szenario eintreffen wird, unser bestehendes Schubladen-Modell ist nicht geeignet, diese Entwicklungen aufzufangen.

Von «Zwischen-Töne» bis «www.generationen.ch»

In den letzten Jahren sind viele Projekte entstanden, die Schubladen aufstossen, die Luft wieder zirkulieren lassen und Menschen verschiedener Generationen auch im öffentlichen Leben wieder miteinander in Kontakt bringen. Im Jahr des Alters sammelte die Gerontologin und Journalistin Gerlind Martin im Auftrag der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn praxiserprobte Projekte, die Generationen miteinander in Kontakt bringen. Diese konnten wir – Esther Enderli, Beauftragte für Altersfragen und ich als Jugendbeauftragte der Reformierten Kirchen Bern-Jura-Solothurn – mit der Broschüre *Zwischen-Töne, Generationenprojekte zur Nachahmung empfohlen*¹ an die Öffentlichkeit bringen. Über Projektberatungen, Tagungen und Publikationen konnten wir weitere Impulse setzen. Wir knüpften ein informelles Netz mit interessierten Fachpersonen und lokalen Akteurinnen und Akteuren. 2003 konnten wir dank des Projektpraktikums von Lukas Birchmeier², Studierender der soziokulturellen Animation an der HSA Luzern, mit «www.generationen.ch» eine erweiterte Projektsammlung im Internet aufschalten.

Die lokal neu entstandenen Projekte sind vielfältig. Einige Beispiele: «Mixmax» nennt sich eine Kindertagesstätte in einem Altersheim. Wunderplunder macht Zirkus mit Schülerinnen und Schülern sowie Altersheimbewohnerinnen und -bewohner. Jugendliche aus dem Hauswirtschaftsunterricht kochen für den Mittagstisch für Jung und Alt. «Mit mir» nennt sich ein Patenschafts-Projekt von älteren Personen für Kinder und Familien mit eingeschränkten Ressour-

cen. Seniorinnen und Senioren begleiten Schulklassen und übernehmen Betreuungsaufgaben für Kinder, die einer besonderen Aufmerksamkeit bedürfen. Jugendliche erklären alten Menschen das Internet und die Bedienung von Handy, Billettautomaten und elektronischem Telefonbuch. Den kreativen Möglichkeiten von Einsatzorten und -aufgaben sind keine Grenzen gesetzt.

Die Aufgabe der Projektverantwortlichen besteht darin, die Gelegenheiten zu erkennen, die Begegnung zu arrangieren und achtsam zu begleiten. In aller Regel braucht es etwas Motivation, verschiedene Generationen einzuladen – die Schubladen zu öffnen –, der Rest ergibt sich von selbst. Oftmals entfalten diese Begegnungen einen ganz besonderen Zauber, einen neuen Blick auf sich selbst und die anderen. Bei einer Generationen übergreifenden Tagung schrieb eine Jugendliche auf den Auswertungszettel: «Es war etwas ungewohnt, aber ich würde sofort wieder kommen».

Aktuell laufen zahlreiche kleine Aktionen, jede gut, jede punktuell, viele lokal sichtbar, jede ein Modell. Das Ziel ist, dass Generationenbegegnungen häufiger, an mehr Orten und als etwas Selbstverständliches stattfinden. Das Ziel ist erreicht, wenn solche Begegnungen zum Alltag werden.

Vom Jetzt zum Morgen

Generationenarbeit ist eine Integrationsaufgabe. Die Räume und Aufgaben der Generationen müssen neu definiert und durchlässiger gestaltet werden. Das Besondere an dieser Integrationsaufgabe ist, dass wir alle Stationen und Sichtweisen im Verlauf unserer persönlichen Biografie kennen gelernt haben oder noch kennen lernen werden. Generationenarbeit heisst mehr Lebensqualität für alle, jetzt heute, und in Zukunft. Daraus ergeben sich folgende Forderungen:

- Die Generationenfrage muss breit diskutiert werden und Wirkung zeigen: Nicht nur als Frage der Sozialversicherungen oder in soziokulturellen Projekten, sondern auch als Aspekt des Service Public, des Verkehrs, der regionalen Entwicklung, von Wirtschaft und Arbeit, der öffentlicher Sicherheit, der Teilhabe an demokratischen Grundrechten etc.
- Der Generationendialog braucht ein nationales Netzwerk und eine nationale Lobby, z.B. eine parlamentarische Kommission. Es ist ein guter Anfang, dass Alters-, Kinder- und Jugendorganisationen, Kirchen und Private

vermehrt Projekte lancieren. Aber es wird nicht ausreichen, um die nötige Integrationsarbeit für die anstehende Entwicklung zu leisten. Es braucht einen klaren politischen Willen und gezielte Massnahmen zur Förderung dieses Dialogs.

- Fach- und Hochschulen müssen ihre Studierenden für Generationenfragen sensibilisieren. Der Blick auf die Wirkung ihrer Tätigkeit auf die verschiedenen Generationen muss zur professionellen Selbstverständlichkeit werden, egal ob jemand eine Siedlung plant oder ein Quartierfest organisiert.
- In Berufen und Interessenverbänden, die klassisch Altersgruppen zugeordnet sind, geht es darum, neben der reinen Interessenvertretung einen Blick für Zusammenhänge, Wechselwirkungen und Synergien zwischen den Generationen zu erhalten.
- Die Kirchen sollen ihre nahezu idealen Rahmenbedingungen nutzen: Im Gegensatz zu Schulen oder Altersheimen sind Kirchen und Kirchgemeindehäuser für alle Generationen bestimmt. Auch qualifizieren die meisten kirchlichen Berufe für die Arbeit mit allen Generationen. Diese Chancen gilt es wahrzunehmen und kreativ hin zu mehr Generationenbegegnung umzusetzen.

Die Vision eines gelungenen Generationendialogs wären halb geöffnete Schubladen: Viel frische Luft und Durchlässigkeit und doch auch genügend Raum für Rückzug und zur Pflege der eigenen, altersspezifischen Bedürfnisse. Vielleicht wäre das Bild eines Hauses treffender, mit Wohnungen, Zimmern, Gemeinschaftsräumen und vor allem Türen, die sich je nach Bedarf öffnen oder auch mal schliessen lassen. Alle haben Platz unter einem Dach wie wir alle unter dem Dach des Himmels leben, nach dem Motto «In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen» (Joh 14,2).

Dieser Artikel entstand im Auftrag des Schweizerischen Evangelischen Kirchenbundes SEK.

-
- 1 *Zwischen-Töne, Generationenprojekte zur Nachahmung empfohlen*, Broschüre A4, 48 Seiten, Fr. 8.- plus Versandkosten. Bestelladresse: Reformierte Kirchen Bern-Jura-Solothurn, PF 6051, 3001 Bern, regula.zaehner@refbejuso.ch
 - 2 Birchmeier Lukas, *Generationenbeziehungen – lacht's oder kracht's?*, Diplomarbeit Studienrichtung soziokulturelle Animation, Hochschule für Soziale Arbeit Luzern, 2004

